

(Nachdruck verboten.)

1) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

I.

Wie jeden Nachmittag kündete das Postboot seine Ankunft in Palmar auch diesmal mit verschiedenen Hornstößen an.

Der Schiffer, ein dürres, kleines Männchen, dem ein Ohr fehlte, ging von Tür zu Tür, um die Besorgungen für Valencia zusammenzuholen, und als er an die unbewohnten Stellen der einzigen Dorfstraße kam, tutete er von neuem, um seine Anwesenheit den zerstreut an den Ufern des Kanals stehenden Häusern kundzutun. Ein Schwarm fast nackter Gassenjungen folgte dem Schiffer nicht ohne eine gewisse Bewunderung. Für sie, die auf einer Schmutz- und Schilfinsel lebten, war dieser Mann der Gegenstand einer starken Neugier.

Viernmal kam er nämlich täglich in ihre Gegend, brachte die schönsten Fische des Sees nach Valencia und dafür eine Menge von Gegenständen aus dieser Stadt zurück, die ihnen geheimnisvoll und phantastisch erschienen.

Aus Canamels Schänke, die die erste in Palmar war, kam eine Gruppe Feldarbeiter mit ihren Leinensäcken auf der Schulter; sie wollten die Barke benutzen, um nach Hause zu fahren.

Auch die Frauen strömten zum Kanal, der mit seinen Gütten und seinen Kalkfästen den Eindruck einer Straße von Venedig machte.

Das Postboot, das in dem wie Erz glänzenden toten Wasser unbeweglich stehen geblieben war, glück einem riesenhaften Sarge. Mit Personen und Paketen überfüllt, trat das Wasser über seine Ränder, und über dem dreieckigen, mit dunklen Stoffen geschilderten Segel hing ein Feszen, der zu anderen Zeiten eine spanische Fahne gewesen war und dadurch den amilichen Charakter der armseligen alten Barke verriet, die ringsumher einen unerträglichen Gestank verbreitete. Die Planken dufteten von dem warmen Brodem, der aus den mit Malen angefüllten Körben drang, und nach den Ausdünstungen der dichtgedrängten Hunderte von Passagieren, die mitgenommen wurden; es war ein eigenartiger, übler Dunst von glibbrigem Leder, von Fischschuppen, schmutzigen Füßen, besudelten Kleidungsstücken, an denen sich die Bänke der Barke glattgeschleuert hatten.

Die Passagiere, meistens Mäher, kamen von Perello, einem Orte am äußersten Ende des Albuferasees, bevor sich dieser mit dem Meere verbindet. Sie schrien wild durcheinander und verlangten von dem Schiffer, er solle sofort abfahren.

„Die Barke war ja schon voll, es war für niemand mehr Platz.“

Das stimmte; aber der kleine Mann wandte ihnen sein fehlendes Ohr zu, als wollte er damit andeuten, daß er keine Lust hätte, sie anzuhören, und staute langsam die Körbe und Säcke auf, die die Frauen ihm vom Ufer des Flusses zu-reichten. Bei jedem neuen Gegenstande, der hereingereicht wurde, erhoben sich Proteste; die Passagiere rüdten zusammen oder wechselten den Platz, und die Leute aus Palmar, die in die Barke stiegen, nahmen mit wahrhaft engelhafter Geduld die Flut von Schimpfworten entgegen, mit denen die, die sich schon auf dem Boote befanden, sie überschütteten.

„Nur ein bißchen Geduld, Ihr habt hier ebensoviel Platz, wie Ihr im Himmel haben werdet.“

Die Barke sank unter einer so starken Last, ohne daß der Schiffer die geringste Unruhe zeigte, denn er war an kühne Fahrten gewöhnt. Es war auch nicht ein Zoll breit mehr frei. Zwei Männer blieben, an den Mast gelehnt, stehen; ein anderer lag, wie eine versteinerte Figur, am Bug.

Indessen begann der Schiffer, der sich durch nichts aus der Ruhe bringen ließ, wieder auf seinem Horn zu tuten, ohne sich um die einstimmigen Proteste zu kümmern.

„Bei Gott, der größte Spitzbube hätte genug . . . Sollten

sie vielleicht so den ganzen Nachmittag in der Septembersonne zubringen, die sie von der Seite röstete und ihnen den Rücken verbrannte?“

Es war still geworden, denn die Leute auf dem Postboot sahen, wie sich vom Kanal her ein Mann näherte, der von zwei Frauen gehalten wurde, — ein blaßes, zitterndes Geipenst mit fiebergänzenden Augen, das in eine Bettdecke gehüllt war.

An diesem heißen Nachmittage schien das Wasser fast zu kochen. Ein jeder schwihte auf der Barke und jeder suchte die unangenehme Berührung des Nachbarn zu vermeiden; doch dieser Unglückliche zitterte vor Fieber, seine Zähne schlugen mit grauenhaftem Klappern aneinander, und der Tag schien für ihn nur eine eisige Nacht zu sein. Die Frauen, die ihn stützten, protestierten mit groben Worten, als sie sahen, daß die Passagiere der Barke sich nicht vom Flecke rührten. Man sollte ihm einen Platz einräumen, er war ein Kranker, ein armer Arbeiter. Er hatte sich beim Mähen in den Reisfeldern das Wechselfieber, das verfluchte Fieber der Albufera, zugezogen, und wollte nun nach Ruzafa, um sich im Hause eines Verwandten kurieren zu lassen.

„Waren sie etwa keine Christen? . . . Man sollte ihm doch aus Mitleid einen Platz einräumen.“

Und das arme Fiebergeipenst wiederholte schlotternd, wie ein Echo, mit dem Schluchzen eines vom Frost Geschüttelten: „Aus Mitleid, aus Mitleid.“

Er stieg mit Gewalt ein, ohne daß die egoistische Masse ihm Platz machte; da er keinen Raum fand, so ließ er sich zwischen den Beinen der Passagiere niederfallen und streckte sich auf dem Boden der Barke aus, das Gesicht den schmutzbespitzten Schuhen zugewendet. Die Leute schienen an solche Szenen gewöhnt, denn diese Barke wurde zu allem benutzt. Sie diente zum Transport der Lebensmittel, als Krankenhaus und als Kirchhof. Tagtäglich nahm sie Kranke auf und transportierte sie nach dem Flecken Ruzafa, wo die Leute aus Palmar, denen es an Medikamenten fehlte, einige Hilfe gegen das Wechselfieber fanden. Starb ein armer Teufel, der keine eigene Barke hatte, so setzte man den Sarg einfach auf die Postbarke, und das Boot nahm seine Fahrt mit denselben gleichgültigen Passagieren auf, die unerschütterlich lachten und schwanken und den düsteren Kasten mit dem Fuße stießen.

Als der arme Kranke sich niedergelassen hatte, erhoben sich die Proteste von neuem.

„Worauf wartete er denn, dieser Kerl mit dem abgeschneittenen Ohr? Fehlte noch jemand?“

Und fast alle Passagiere empfingen mit lächelndem Gesicht ein Paar, das aus der Tür von Canamels Schänke trat, die unmittelbar am Kanal lag.

„Der Onkel Paco!“ rief man im Chorus, „der Onkel Paco Canamel!“

Der Wirt der Schänke, ein ungeheurer, aufgedunsener Mann, der die Wasserjucht zu haben schien, stöhnte bei jedem Schritt, seufzte wie ein Kind und stützte sich auf seine Frau Neleta, eine kleine Person mit hellroten Haaren und lebhaften grünen Augen, die weich wie Samt erschienen. Der reiche Canamel! Immer krank und jammernd, während seine Frau, die immer hübscher und liebreizender wurde, von ihrem Schänkisch aus über ganz Palmar und Albufera herrschte. Ihm fehlte nichts weiter als die Krankheit der Reichen, zu viel gutes Essen und Ueberfluß an Geld. Man brauchte nur seinen Bauch, sein rundes Gesicht und seine Wangen, zwischen denen die Nase fast verschwand, und seine in Fettschmelzen verschwimmenden Augen anzusehen. „Alle die, die an seinem Uebel litten, sollten sich nur ihren Lebensunterhalt mit Mähen in den Reisfeldern verdienen, und das Wasser sollte ihnen bis zum Gürtel reichen, — dann würde es ihnen gewiß nicht mehr einfallen, krank zu sein.“

Canamel schob mühsam ein Bein nach der Barke vor, ohne Neleta loszulassen, während er auf die Leute schimpfte, die sich über seine Gesundheit lustig machten. „Er wußte wohl, wie ihm zu Mute war, ach Du lieber Gott!“ . . . Damit ließ er sich auf einem Platze nieder, den man ihm mit jener kriechenden Gefälligkeit einräumte, die die Leute vom Lande stets den Reichen gegenüber zur Schau tragen, während seine Frau, ohne sich einschüchtern zu lassen, die

Scherze der Passagiere über sich ergehen ließ, die ihr über ihr hübsches, munteres Aussehen Komplimente machten.

Sie war ihrem Manne beim Deffnen eines großen Sonnenschirmes behülflich, stellte neben ihn einen großen Strohforb mit Lebensmitteln zu einer Reise, die keine drei Stunden dauern sollte, und empfahl ihren Paco schließlich der allergrößten Sorgfalt des Schiffers. Er sollte eine Zeitlang in seinem kleinen Hause in Kagaja verleben. Dort sollte er von den besten Ärzten behandelt werden, denn dem Armen ging es schlecht. Sie sagte das lächelnd, mit freundlichem Ausdruck und streichelte den schlaffen, dicken Mann, dessen ganzen Körper bei den ersten Schwanungen der Barke zitterte, als wenn er aus Gallert bestanden hätte.

Er schenkte dem spöttischen Augenblinzeln der Leute, ihren ironischen und spöttischen Blicken, die, bevor sie bis zu Releta hüschten, sich auf den Schänkwirt richteten, nicht die geringste Aufmerksamkeit, sondern blieb unter seinem Sonnenschirm sitzen und atmete schwer mit schmerzlichem Gestöhne.

Der Schiffer presste seine dicke Stange gegen das Ufer, und die Barke begann nach dem Kanal zu gleiten, unter dem Beschrei Reletas, die noch immer mit rätselhaftem Lächeln allen ihren Freunden anempfehl, sie möchten auf ihren Mann acht geben,

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Neujahrsfeiern und Neujahrswünsche.

Von Dr. J. Wiese.

Obwohl man glauben sollte, daß das Neujahr als ein astronomisches Fest von den Völkern der Welt stets zu derselben Zeit hätte begangen werden müssen, so sind dennoch bis in das vorige Jahrhundert hinein die Neujahrsfeiern selbst in den Kulturreichen auf verschiedene Tage gefallen. Während die alten Juden, die das neue Jahr mit Posaunentönen begrüßten, in dem Ersterben der Natur, in der Tag- und Nachtgleichheit des Herbstes den Beginn der neuen Zeitrechnung sahen und auch heute noch in ihren Tempeln das im Herbst stattfindende Neujahrsfest durch Posaunenklänge feiern, betrachteten die Indier und Parsen das Wiedererwachen des Lebens, den Lenz, als ihr Neujahr und beschenkten sich an diesem Tage mit Eiern. Die Christen der morgenländischen Kirche feierten den 8. Januar, die abendländische Kirche den 25. Dezember, der auch bei den alten Germanen und den meisten slavischen Stämmen wie bei den Aegyptern als Tag des neuen Zeitbeginns galt. Unter Karl dem Großen war Anfang und Ende des Jahres der 25. März, der auch in Florenz noch bis zum Jahre 1745 als Neujahrstag galt. In Frankreich feierte man bis zum 10. Jahrhundert am Weihnachtstage das Neujahr, um es dann auf den 25. März und noch später auf den Oftertag zu verlegen. Schließlich einigte man sich im Jahre 1691 auf den 1. Januar.

Das kaiserliche Rom feierte den 1. Januar als den Beginn des römischen Jahres. Auch bei den Römern herrschte die Sitte der gegenseitigen Beglückwünschung. Freunde und Bekannte erschienen mit Geschenken, die man geradezu Neujahrs Geschenke (strenae, daher französisch „strennes“) nannte. Die gewöhnlichen Geschenke waren die sogenannten Sigilla, Puppen oder Figürchen, die für die Armen aus gebranntem Ton, für die besser Situierten aus Glas und Wachs, für die Reichen aus edlem Metall, Gold und Silber gefertigt wurden. Dann aber schidten sich die Erwachsenen auch gegenseitige Geschenke, Figürchen und andere Nachahmungen natürlicher Gegenstände zum Scherz. Reiche Trinkgelder wurden an die dienenden Klassen gespendet. Allmählich wurden nicht nur die Neujahrs Geschenke luxuriöser, sondern die freiwilligen Gaben arteten im drückenden Zwang aus. Die Klienten mußten notgedrungen ihren Patron beschenken; das Geschenk wandelte sich in eine Abgabe um. Bis in die Tage des Augustus waren die Herrscher anständig genug, Gegengeschenke zu machen, aber später betrachteten sie die Strenae lediglich als eine regelrechte Abgabe. Gewöhnlich waren diese Strenae von Glückwünschen, die vielfach eingraviert waren, begleitet. Fast stets lehrte die Inschrift: „Annus novum faustum felicem tibi“ (Wir wünschen ein glückliches Neues Jahr) wieder.

Alle Straßen Roms wimmelten am Neujahrstage von Gratulanten in Festgewändern. Man zog nach dem Capitol, um dort Janus, dem doppelköpfigen Gotte des Tages, durch Darbringung von Weibrauch und Wein seine Verehrung zu bezeigen. Während die Konsuln am Abend auf dem Capitol einen großen Festmahl veranstalteten, nahmen an den Familienfestlichkeiten auch die Hausflaven teil. Sie vertauschten an diesem Freudenfeste, an dem allgemeine Freiheit und Gleichheit herrschten, mit ihren Herren die Rollen und wurden von diesen bedient. Natürlich fehlte es dabei nicht an Ausschweifungen und Orgien.

Von jeher war es auch Sitte, in der Silbesternacht Schmausereien und Trinkgelage zu veranstalten. Die Chronik

einer rheinischen Stadt berichtet, daß in dieser im Mittelalter am Silbesteraend 7850 Bratwürste, 500 Kapfen, 300 Dugend Austern, 100 Schinken, 600 Gänse, 200 Kälber und 90 Tonnen Wein verbraucht wurden. Wenn heutzutage solche großartigen Gelage auch nicht mehr vorkommen, so trinken doch jetzt noch viele Familien am Silbesteraend ihren Grog oder Punsch. Mit dem letzten Schlage der zwölften Stunde jubelt, jauchzt und klingt überall das „Prosit Neujahr!“

Eine große Rolle spielten die Neujahrs Geschenke im alten England, und hier hatten sie merkwürdigerweise denselben Charakter wie im alten Rom. Neujahrs Geschenke erhielten in erster Linie die Herrscher des Landes; sie hielten alle streng auf die Beachtung des alten Brauches, am energischsten wohl die Königin Elisabeth. Hofbeamte, die Pairs und ihre Gemahlinnen, Bischöfe, Ritter, Edelleute und die Untertanen jedes Standes, sie alle mußten der Königin ihren Tribut zollen und sich durch die Annahme ihrer Geschenke aufs höchste geehrt fühlen. Von niemand nahm die Königin eine Entschuldigung an, und es wird berichtet, daß sie sogar von ihrem Müllfuhrer ein Neujahrs Geschenk forderte und erhielt.

Und was für Geschenke das sein mußten! Schatullen, besetzt mit Edelsteinen, kostbare Armbänder, Halsketten und Ringe, schwere Seiden- und Atlasstoffe, gestickte Mäntel, Unterröcke, zierliche Fächer und Spiegel — kurz, alles, was nur der Eitelkeit dieser anspruchsvollsten unter allen Königinnen dienen konnte. Eins dieser Neujahrs Geschenke hat auch ein historisches Interesse; zu Neujahr 1561 wurde der Königin ein Paar schwarze, seidene, gestricke Strümpfe von ihrer Seidenhändlerin Mrs. Montague geschenkt. Das war etwas ganz Neues, und diese Gabe gefiel ihrer Majestät so, daß sie von da ab keine andere Strümpfe mehr tragen wollte. „Queen Bess“ war auch keineswegs darüber erhaben, von ihren getreuen Untertanen Geld anzunehmen. Vom Erzbischof von Canterbury erhielt sie 800 Mark, der Erzbischof von York kam mit 600 Mark davon, andere Bischöfe hatten ihr 200—400 Mark zu „schenken“, und ein weltlicher Pair war auf 400 Mark taxiert; so betragen die Geldgeschenke zu jedem Neujahr gut 24 000 Mark. Wer sich aber bei der Königin besonders in Gunst setzen wollte, machte ihr geradezu fürstliche Geschenke. So erhielt die „jungfräuliche Königin“ am 1. Januar 1571 von Lord Leicester ein Armbänder aus Gold, „schön mit Rubinen und Diamanten besetzt, mit einer Uhr in der Schließe, an deren Vorderseite ein schöner rautenförmiger Diamant sitzt, von dem ein rundes Schmuckstück mit Diamanten und Perlen im Gewicht von elf Unzen herabhängt“. Dafür schenkte die Königin ihren Untertanen Silbergeshirr.

Im übrigen waren in England in diesen guten alten Zeiten beliebte Neujahrs Geschenke Handschuhe und Kadeln, die damals recht teure Gegenstände waren, da sie häufig aus Silber hergestellt wurden. Als Sir Thomas More Großkanzler von England war, erhielt er zu einem Neujahr von einer Mrs. Croater, zu deren Gunsten er in einem Streitfalle entschieden hatte, ein Paar Handschuhe geschenkt, in die 40 goldene Engelstaler gesteckt waren. Der feinsinnige Humanist schickte ihr das unwillkommene Neujahrs Geschenk mit folgendem Briefchen zurück: „Mittreß, — da es gegen die guten Sitten verstoßen würde, wenn ich Ihre Neujahrs Geschenk zurückweisen wollte, nehme ich Ihre Handschuhe mit Dank an; aber das Futter muß ich entschieden zurückweisen.“

Heutzutage sind fast in allen Ländern Deutschlands die Neujahrs Geschenke außer Brauch gekommen, um so mehr wird aber in gesprochenen handschriftlichen und gedruckten Neujahrswünschen geleistet. Auch sogar vor Erfindung der Buchdruckerkunst sandte man sich schon häufig bemalte und beschriebene Neujahrsettel zu. Die Universitätsbibliothek zu Marburg bewahrt in einer Handschrift einen alten niederdeutschen Neujahrsegens auf, der in hochdeutscher Uebersetzung ungefähr so lautet:

Gott grüße dich, mein allerliebste Lieb,
Mein Herz sendet dir diesen Brief.
Darzu sende ich dir ganz offenbar
Mein Lieb zu einem seligen neuen Jahr,
Speer, Nägel, Kronen und Bände,
Da Christus mit wurde gebunden sein Hände,
Dazu seine heiligen fünf Wunden,
Die er empfing zu selbigen Stunden,
Der beschirme uns vor allem Weh.
Er ist von Sünden also klar,
Das sende ich dir, Liebe, für ein neues Jahr,
Nicht mehr in dieser Stunde
Mein Gott erhalte uns lange gesund.“

Ein Neujahrsgedicht befindet sich auch im Liederbuche der Klara Säßlerin:

„Gott grüße dich, Fräwe (Fraue) zu diesem neuen Jahr —
Gott grüße dich, Fräwe, uß (aus) aller Engel Schar,
Gott grüße dich, schönes Lieb besunderbar,
Daß es dir widerfahr!
Als wol und ich dir's gan
Dein nicht vergessen kann.“

Alwin Schulz teilt in seinem Buche „Deutsches Leben im 17. und 18. Jahrhundert“ mehrere solcher gereimter Neujahrswünsche mit, die eigentümlicher Weise oft mit dem Worte beginnen: „Klopf an“. Die meisten entstammen der Feder der nürnbergger Meisterlänger, besonders des Barbiers Hans Holz. Einer von ihnen lautet:

Klopf an, klopf an! Ein selig Jahr naht dir heran!
 Klopf an, klopf an; der Himmel hat sich aufgetan,
 Draus Heil und Seligkeit geflossen,
 Damit werdest Du begossen!
 Der Frau, den Kindern und dem Mann
 Wünsch' ich, was Gott nur geben kann:
 Gesundheit des Leibes und frischen Mut —
 Und was sonst not dem Herzen tut,
 So viel Tropfen im Meere sind —
 So viel Vergebung für Deine Sünd!
 Klopf an, klopf an!

Viele von den gedruckten Neujahrswünschen, die mit der Hand koloriert wurden, zeigen ein feines künstlerisches Empfinden. Später finden wir auch in den Kalendern einleitende Glückwünschgedichte und Ansprachen an die Leser zum Neujahrstfest. Schließlich hat sich in unseren Tagen mehr als je zuvor die Kunst in den Dienst der Neujahrsgelübten gestellt, und Künstler und Künstlerinnen von Ruf nehmen keinen Anstand, die herrlichsten Entwürfe herzustellen, die die Kunst der Bewerksstaltung dann in Massen zum Verkauf bringt. In den letzten Jahren ist bei uns und in anderen Ländern der Neujahrbesuch in Aufnahme gekommen. In Schweden und Norwegen werden sämtliche Gratulationsbesuche womöglich am Neujahrstage abgemacht, und in jedem Hause wird dazu alles, was man Kostbares an Geschirr von Silber, Porzellan und Kristall besitzt, hervorgeholt, um das kalte Frühstück recht prächtig zu servieren, das keine der Personen, die ins Haus kommen, unberührt lassen darf.

Auf dem Lande hat sich bei uns noch der Brauch erhalten, einander das neue Jahr „abzugewinnen“. Man sucht, um ein Geschenk zu erhalten, dem anderen mit seinem Glückwunsch zuvorzukommen. So ist es in der Eifel, in Tirol, in Schwaben und im Böhmerwald. Raum erwacht z. B. im Böhmerwald ein Knecht, so steht er sachte auf, schleicht sich zum Bette seines Mißknechts, stößt ihn leise an und raunt ihm ins Ohr:

„Brüder! Luis Gohr! Luis Gohr!
 's Kristkindl liegt im Krösthoo; —
 Longs Läm, longs Läm
 Und an Badl voll Geld danö'm!
 („Brüder! Neues Jahr! Neues Jahr!
 Christkindlein liegt im krausen Haar; —
 Langes Leben, langes Leben
 Und einen Beutel voll Geld daneben!“)

Beide begeben sich dann an die Kammern, wo die Mägde und die Herrschaft schlafen, donnern an die Türen und rufen: „Ladla (Deutsch), Luis Gohr!“ und bald erklingt von allen Seiten und den allen Ecken der hergebrachte Neujahrswunsch, der den ganzen Morgen über von allen wiederholt wird, die sich ansichtig werden.

Am lebhaftesten geht es wohl am Neujahrstage auf der Insel Helgoland zu; denn wohl nirgends wird so eifrig Glück gewünscht wie dort. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend findet eine ununterbrochene Wanderung von einem Hause zum anderen statt. Gesundheit, Glück und Segen kommen natürlich zuerst an die Reihe, dann folgen die besonderen Güter, die man nach den obwaltenden Umständen für wünschenswert hält, wie ein junger Freier, eine junge Frau, viel Schellfische, reichen Fisch- und Hummerfang usw. Nie aber fehlt der für diese, im tosenden, oft wildwürrmenden Meere wohnenden Insulaner besonders charakteristische und bedeutsame Wunsch „ein ruhiges Herz“.

(Nachdruck verboten.)

Stiefhand-Kurse.

Im September d. J. fand in der „Stadt der reinen Vernunft“ — im Turnsaal der 8. Mädchenvolksschule — eine Ausstellung statt, die, gleich den vorangegangenen Unterrichtskursen, die erste ihrer Art, wenigstens in Deutschland war. Außergewöhnliches vermochten Unkundige ihr allerdings nicht anzumerken, und wer um die Sache wußte, bewunderte staunend die Durchführbarkeit.

Auf den langen Tischen lagen Zeichnungen, in nicht geringer Zahl, buntfarbig ausgeführt, Proben deutscher und lateinischer Schrift, teils mit der Blei-, teils mit der Stahlfeder gegeben, Papp- und Holzarbeiten, aus Stäbchen zusammengestellte Säckelchen. Es handelt sich um Arbeiten, die Schüler und Schülerinnen städtischer Volks- und Bürgerschulen geliefert hatten. Besonders die Zeichnungen, aber auch andere Gebilde — z. B. Kästchen und Schließbretter aus Holz — trugen zum großen Teil ein vollständig künstlerisches Gepräge. Ansehen ließ sich es diesen hübschen Sachen, an denen man seine herzlichste Freude hatte, wahrlich nicht, daß sie — mit der linken Hand hergestellt waren. Nur die Buchstaben zeigten, der Mehrzahl nach, eine gewisse Steifheit und muteten hiermit etwas fremdartig an. Das wurzelte aber eigentlich mehr in der Zusammenstellung. Außerhalb dieser Umgebung hätte man die vereinzelten Aufzeichnungen für eine Art neuer Steilschrift gehalten. Die Kurse, deren Abschluß die Ausstellung bildete, dauerten, im Herbst 1906 beginnend, ein Schuljahr an.

Probieren geht über Studieren, sagt das Sprichwort. Die Frage der Rechts- und Linkshändigkeit ist eingehend nach den verschiedensten Seiten hin erörtert worden. Bei den Kursen in Königsberg kam es nun darauf an, die Ausbildungs- und Leistungsfähigkeit der Stiefhand praktisch zu erhärten. Professor Walter Simon in Königsberg, der sich seit Jahren mit der Sache

beschäftigt, regte die Einrichtung an. Er hat die Kurse, im Einvernehmen mit dem Stadtschulinspektor Frommnau vorgehend, nach jeder Richtung hin gefördert.

Vier städtische Schulen, die 6. und die 8. Knabenvolkschule und die Haberberger und die Tragheimer Bürgerschule für Mädchen dienten dem Unterricht als Stätte, und städtische Lehrer und Lehrerinnen gaben ihn. Die Stadt als solche war aber unbeteiligt und das Unternehmen privater Natur.

Auf dem Lehrplan saßen Schreiben und Zeichnen für Mädchen und Knaben und für letztere außerdem der Handfertigkeitunterricht. Bei ihnen machten Schreiben und Zeichnen ein Fach aus, dem sich auf der Unterstufe auch der Handfertigkeitunterricht eingliederte. Was dieser hier die kleinen Stifte hervorbringen ließ, verkörperte sich in den eingangs erwähnten Sachen Fröbelscher Art. In der Mädchenabteilung bildeten Schreiben und Zeichnen je ein besonderes Fach. Für diesen Schreib-, Zeichen- und Handfertigkeitunterricht bestand die Abweichung darin, daß statt der rechten Hand die linke in Tätigkeit trat. Sonst entsprach er im wesentlichen dem in öffentlichen Schulen.

Lehrer und Lehrerinnen mußten sich vor dem Beginn der neuartigen Tätigkeit erst selbst auf den Gebrauch ihrer linken Hand einarbeiten, also mit dieser zu schreiben, zu zeichnen, zu schneiden, zu hämmern usw. lernen. Der Plan, nach dem sie unterrichteten, beruhte auf einheitlich methodischer Grundlage und rechnete damit, daß zwischen ihnen Fühlung bestand, schnürte sie aber keineswegs in spanische Stiefel ein. Bewegungsfreiheit blieb ihnen, und damit den Kindern gleichfalls, gewahrt. Mit Lust und Liebe haben denn auch beide Teile, Lehrende und Lernende, gearbeitet.

Die Schüler setzten sich aus Mädchen und Knaben der Unter-, Mittel- und Oberstufe zusammen und gehörten im allgemeinen den als Unterrichtsstätte dienenden Schulen an. Von den 10 Kursen entfielen fünf auf Mädchen, fünf auf Knaben. Jeder Kurs umfaßte ein Fach und für jedes Fach waren wöchentlich zwei Stunden an je einem schulfreien Nachmittag angelegt.

Durchschnittlich nahmen an einem Kursus 17 Kinder teil. In mehr als einem Kursus wurde aber kein Kind zugelassen. Der Gehalt einer Ueberanstrengung sollte vorgebeugt werden. Wohl aus gleichem Grunde hielt man sich für die engere Wahl auch an Mädchen und Knaben, die von gefestigter Gesundheit und den Anforderungen ihrer Klasse gewachsen waren.

Unvermittelt wurde kein Fach in Angriff genommen. Zunächst übte man die Kinder darin, allerlei Dinge nicht wie gewöhnlich mit der rechten Hand, sondern mit der linken zu vollführen. Sie hatten z. B. mit der linken Hand Bleifedern anzuspitzen und mit ihr beim Ausschneiden von Bildern die Schere zu halten. „Luftzeichen“ gehörte zu dem, was auf das Zeichnen im besonderen vorbereitete. Hierbei fuhr die Linke in Linien, die der Skizzierung eines Gegenstandes entsprachen, durch die Luft. Man zog die Übungen, deren Stufenleiter sich nach dem Grundsatz „Vom Leichten zum Schweren!“ aufbaute, aber nicht bloß für die ersten Stunden heran, sondern griff weiterhin wieder und wieder auf sie zurück.

Am ausgedehntesten waren die den Handfertigkeitunterricht einleitenden Übungen. Die Jungen reichten sich die linke Hand, küsteten mit ihr den Hut oder die Mütze, legten mit ihrer Hilfe Kleidungsstücke an und ab. Sie griffen mit der Linken beim Vorziehen, Aufschlagen, Zurückbleiben der Bücher zu, benutzten sie, um etwas herbeizuholen oder fortzuschaffen usw.

Bei den Beratungen über die Gestaltung der Kurse ist auch davon die Rede gewesen, nur für das betreffende Fach noch nicht eingearbeitete Kinder heranzuziehen. Solche Forderung erwuchs wohl aus der Annahme, die erforderliche Umgewöhnung könnte den Fortgang erschweren oder die Sache überhaupt lähmen. Gerade das Gegenteil trat dann aber in den Kursen zutage. Die der rechten Hand bereits gewordene Ausbildung erwies sich für die werdende der linken nicht als Hemmnis, sondern als wesentliche Förderung. Knaben, die schon Handfertigkeitunterricht erhalten hatten, die also mit der rechten Hand zu schaffen verstanden, erlernten es, bies nun mit der linken zu tun, weit schneller und leichter als solche, deren rechte Hand ungebraucht war. Diese rückten viel langsamer von der Stelle.

Hinsichtlich des Zeichnens lag die Sache in gleicher Art. Weiter fortgeschrittene Kinder konnten bedeutend rascher gefördert werden als die auf unterer Stufe. Die Gewöhnung an den Gebrauch der linken Hand verlief überhaupt um so glatter, je älter und verlässlicher die Kinder waren. Andererseits aber fiel es beim Schreibunterricht auf der Unterstufe den Kleinen, die noch keine lateinischen Buchstaben schreiben gelernt hatten, durchaus nicht schwer, sie nun zuerst mit der linken Hand zu ziehen. Diese ist — das haben die Kurse dargetan — genau so leistungsfähig wie die rechte Hand. Für technische Fächer besonders befähigte Kinder offenbarten ihre Veranlagung mit der linken Hand nicht minder als mit der rechten.

E. J.

Kleines feuilleton.

Neujahrskarten in alter Zeit. Seit der Einführung der Kalenderrechnung haben sich an den Wechsel des Jahres die mannigfachen Sitten und Gebräuche geknüpft, von denen sich die Glückwünscharten bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Erst die Kunst des Holzschneiders, des Buchdruckers und des Kupferstechers

Neß im 15. Jahrhundert künstlerisch verzierte und durch den Druck vielfältige Neujahrswünsche entziehen, die aber erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts ihre eigentliche Blütezeit erreichten. Bei der Entstehung der Wunscharten handelte es sich um eine im letzten Grunde lokale Erscheinung, um eine Wiener Spezialität, die dann allerdings auch in ganz Deutschland, ja selbst bis nach dem sonst so tonangebenden Paris Verbreitung fand. Nach und nach erfreuten sich die Wiener Karten einer solchen Beliebtheit, daß sie allenthalben genau nachgemacht und nachgedruckt wurden. Diese für die alte Zeit so charakteristischen Dokumente sind auch für den modernen Menschen von Interesse. Eine im Landesgewerbemuseum zu Stuttgart stattfindende Ausstellung von Neujahrskarten bietet so des Beachtenswerten genug.

Das „Gewerbeblatt a. Würt.“ bringt eine hübsche Auslese aus den verschiedenen Gruppen der Karten, über ihre äußere Gestalt wie über ihren Inhalt. Wie die Visitenkarten sind auch die Glückwunschkarten aus jener unter dem Einfluß Ludwig XVI. feldernden Zeit in Kupferstich, zumeist in Punktermanier, ausgeführt. Es sind zierliche Kunstblättchen, die bald eine figürliche Szene, bald architektonische Motive, bald Embleme aus Freundschaft und Treue darbieten. Wo ein Spruch oder eine Widmung der Besonderheit eines Glückwunsches Rechnung trägt, ist dieser beispielsweise auf farbige Seide gedruckt und in eine Umrahmung eingelebt. Aber das Bestreben, diesen Glückwunsch den Augen eines unbefugten Beschauers zu entziehen, brachte jene Karten auf, wo sich der Spruch hinter einer Klappe verbirgt und die zugleich beglücken und überraschen sollten. Die Wiedermeierzeit erforderte hierin die kompliziertesten Spielereien: nicht nur mehrere Klappen übereinander oder nebeneinander finden sich, sondern auch Vorrichtungen zur Entfaltung des Wunsches durch Abheben eines Rebes oder durch Ausbläsen. Großer Beliebtheit erfreuten sich jene, auch heute noch gebräuchlichen Karten mit einer Zug-, Dreh- oder Hebelvorrichtung, durch die Figuren sich bewegen, Streifen, auf denen Verse enthalten, hervortreten, Türen und Herzen sich öffnen. Weniger Verbreitung fanden die kolorierten Transparentkarten, die, um ihren wahren Inhalt erkennen zu lassen, erst gegen das Licht gehalten werden mußten. Aber wie auch heutzutage wollten schon damals manche Menschen sich nicht mit dem Gleichen begnügen, was auch der liebe Nächste für wenig Geld sich leisten konnte, sondern man ging darauf aus, Glückwunschkarten zu schaffen, die es nur in einer Ausfertigung gab. Die mit dem Namen „Kunstabillet“ bezeichneten Einzelkarten, bei denen auf zartem Stoffgrund alle möglichen Materialien wie Perlmutter, Schildpatt, Stroh, Moos, Metallstücke, Steinchen, kleine Spiegel usw. zu emblematischen Darstellungen zusammengefaßt wurden, kamen, mit einem Spruchzettelchen versehen und in einem Stui geborgen, dem Käufer bereits auf eine hübsche Summe Geld zu stehen. Zu erwähnen sind auch noch die auf der Ausstellung in drei Exemplaren vertretenen Berliner Neujahrskarten aus Kupferstein, die im 2. und 3. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eine Spezialität der hiesigen kgl. Eisengießerei bildeten.

Allmählich tritt bei den Karten der Text hinter der bildlichen Darstellung zurück, und es bietet sich uns während der Blütejahre der Wiedermeierzeit ein getreues Abbild des damaligen Lebens. Diese bunten Wünsche sind durchweg heiter und besonders harmlos; nirgends wird eine derbere Note angeschlagen, alles ist furchtbar bieder. Profaische Wünsche, wie beispielsweise ein gefüllter Geldbeutel, finden sich äußerst selten, dagegen sind die vielen profaischen Darstellungen nur Mittel zur Verbergung der Gefühle. Die ganze Zeit spiegelt sich in diesen bunten Bildern wider. Die Menschen von damals ziehen an uns vorüber in ihren Trachten, wir blicken in Zimmer, deren Einrichtungen zum Teil wieder modern geworden sind, und mit Pöhlgen kann man sich in die gute alte Zeit der Postkarte versehen.

Freilich beachtlich die Ausstellung nicht zur Wiederbelebung dieser Neujahrskarten anzuregen, denn sie passen so gar nicht in die heutige Zeit der Elektrizität und des Dampfes. Aber sie dürften wohl erwiesen haben, daß sich sehr gut Geschmacklosigkeiten vermeiden lassen und daß auf die Jahreswende passende Einfälle leicht in eine sowohl originelle wie künstlerische Form gekleidet werden können. Auch das laufende Publikum hätte alle Ursache, die von Biberwärtigkeiten und Unsinnigkeiten strotzenden Karten zu meiden und statt ihrer hübsche und geschmackvolle Karten zu verlangen.

Sprachwissenschaftliches.

Ein neues deutsches Wörterbuch. Es begegnet mir ein alter lieber Bekannter, der wieder jung geworden ist.

Gegen Ende der hiesiger Jahre bekamen wir in unserem Heimatdorf einen neuen Lehrer, einen Dichter mit Universitätsbildung. Als junger Gymnasialist schloß ich mich gleich zu dem begabten Mann hinzugegen. Der als Dichter seine Muttersprache natürlich über alles liebte. In seiner reichen Bibliothek entdeckte ich das erste deutsche Wörterbuch, das mir in meinem Leben zu Gesicht gekommen ist: ein Buch, wonach ich immer eine unbewußte Sehnsucht gehabt hatte. Es war von Karl Weigand. Wann ich nur konnte, las ich darin und fand zu meiner großen Freude alle bei der Vektüre aufgezeichneten merkwürdigen Worte. Nicht nur über ihre Herkunft erlangte ich Aufklärung, sondern auch über ihre Bedeutung.

In der Zwischenzeit bin ich natürlich auch mit dem von den Gebrüdern Grimm im Jahre 1855 angefangenen und von nam-

haften Gelehrten bis auf den heutigen Tag fortgesetzten Wörterbuche bekannt geworden. Wegen seines Umfangs eignet es sich aber keineswegs zu einem rasche Belehrung gebenden Nachschlagebuch. Denn wer hätte immer Zeit, sich einen halben Tag hinzusetzen, um einen Artikel durchzustudieren, nicht zu erwähnen, daß die drei ersten Bände des noch unfertigen Buches schon veraltet sind und der Preis in die Hunderte geht. Der Hauptförderer dieser gelehrten Arbeit, der leider vor einigen Jahren verstorbene Göttinger Professor Moriz Heyne, hat selbst ein gutes Wörterbuch der deutschen Sprache in drei Bänden herausgegeben. Es ist aber mehr für den liebevollen Betrachter unserer Muttersprache geschrieben worden und soll daher mehr ein Lese- als ein Nachschlagebuch sein. Auch hat es keine Fremdwörter. Daher zurück zu meinem alten Bekannten!

Jetzt nun, im Jahre 1907, kommt mir der alte Bekannte plötzlich in ganz neuer Bearbeitung zu Gesicht: er beginnt, mit allen Vorzügen ausgestattet, in dem rührigen Verlage von Alfred Töpelmann in Gießen neu zu erscheinen. Den größten Teil des ursprünglichen Weigandischen Buches hat Prof. Karl v. Völder, der am großen Grimmschen Wörterbuch mitarbeitete, das übrige Prof. Hermann Hirt und der Privatgelehrte Karl Kant, alle aus Leipzig, mit völliger Beherrschung des schwierigen Stoffes sorgsam ausgearbeitet. Das Werk wird in 12 Lieferungen von je 200 Seiten in Zwischenräumen von etwa zwei Monaten erscheinen. Jede Lieferung kostet 1,00 M.

„Aber wozu ein deutsches Wörterbuch,“ wird mancher gebildete Laie sagen, „wir wissen ja, was die Wörter bedeuten.“ Nein, das weiß die Mehrzahl der Leser durchaus nicht, selbst die Studierten nicht. Nehme ich z. B. das in der Literatur häufig vorkommende Wort „Adebar“, ein weit verbreiteter Name für den Storch, so halte ich die Behauptung, daß es „Glückbringer“ bedeutet. Im Mittelhochdeutschen heißt es odober, im Althochdeutschen odobero. Dem ersten Teil odo begegnen wir in Ahdod, das aus all und od besteht und Ganzeigen, rechtes Eigentum, Verfig bedeutet. Hinzugefügt hätte noch werden können, daß auch Kleinod denselben Bestandteil aufweist. Den zweiten Teil bar oder boro finden wir in dem hochdeutschen ge-bären, Vahre. Auch hier hätte man sagen können, daß im Niederdeutschen bären noch tragen bedeutet. Jetzt hat das merkwürdige Wort Adebar und mit ihm noch andere durch die Hinzufügung auf ihre Verwandtschaft auf einmal Leben bekommen: der Storch bringt die Kinder, den besten Verfig und das Glück des Hauses, daher: Adebar. Bei dem Nachweise der Herkunft der Wörter sind die gelehrten Bearbeiter nicht nur auf die direkten Vorfahren im Mittel- und Althochdeutschen zurückgegangen, sondern sie haben den ganzen Schatz des indogermanischen Sprachstammes herangezogen. Das Wort Ahte, „ein an ein fest befestigter stählerner Vorstecker bei Lederarbeiten“ wird bis ins Altindische verfolgt, wo es in der Form ara auftritt. Früher hieß das Werkzeug der Ahl oder Aal, erst im Jahre 1758 kommt die jetzt allem übliche Form Ahe vor.

Wir sehen also, daß der Wert eines solchen Wörterbuches besonders darin liegt, daß es die richtige Vorstellung vermittelt, die wir mit einem Worte zu verbinden haben. Je richtigere Vorstellungen man aber mit den Wörtern verbindet, desto mehr Leben gewinnt das Gelesene und eine um so kräftigere Nahrung wird es für den Geist. Je kräftiger aber der Geist genährt wird, desto nachdrücklicher und wirkungsvoller ist seine Tätigkeit.

Gegenüber anderen Wörterbüchern derselben Art hat der neue Weigand meines Erachtens einige unschätzbare Vorzüge aufzuweisen. Er führt alle gebräuchlichen Fremdwörter auf und behandelt sie mit derselben Gründlichkeit wie die einheimischen Wörter. Artikel wie Agent, agitieren, Agrarier, Alkohol, anektieren usw. beweisen das.

Die sozialistische Literatur ist leider etwas überreich an manchmal ganz entbehrlichen Fremdwörtern: es wird daher dem nach wirklicher Aufklärung strebenden Leser höchst willkommen sein, wenn er in dem Buche eine gründliche Belehrung findet. Man denke ja nicht, daß ein gewöhnliches Fremdwörterbuch, worin die Bedeutungen niemals wissenschaftlich abgeleitet sind, dieselben Dienste leisten. Denn eine klare Vorstellung von dem Unbekannten erhält man nie daraus.

Ferner haben die provinziellen Wörter eine weitgehende Berücksichtigung erfahren. In dem vorliegenden Heft finden wir unter anderen die Wörter Anke (Vutter) und Aette (Vater) besprochen. Auch die Vornamen sind aufgeführt und gründlich erklärt. Man sehe sich die Artikel August, Arnold und Anton an.

Als ein weiterer Vorzug verdient hervorgehoben zu werden, daß bei den schwierigen Wörtern angegeben ist, mit welchem Fall sie zu verbinden sind, z. B. bei anmaßen. Auszusetzen hätte ich an dem Buche nur wenig. Man hätte z. B. beim Artikel aussetzen nicht auf das neumodische ausstellen, im Sinne von tabeln, wenn es auch bei Schiller vorkommt, verweisen sollen, sondern umgekehrt hätte man verfahren müssen. Denn mit dem Worte ausstellen verbinde ich eher die Hoffnung auf Anerkennung und Lob, während das alte gute aussetzen sofort an etwa Geringswertiges und Unbrauchbares denken läßt. Keine unnützen und überflüssigen Neuerungen! Daß die Etymologie auf der Höhe der Zeit steht, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben. Alles in allem also: ein gutes, brauchbares Buch, und nicht allein für den Höhergebildeten, den Studierenden, den Literaten, sondern für jeden nach Aufklärung und Klarheit Strebenden.

G. Breda.